Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 33

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645828

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Wohin? Von Julius Sturm.

Wohin, du rauschender Strom, wohin?
„Hinunter, hinab die Bahn;
Will rasten, weil ich müde bin,
Im stillen Ozean.“

Wohin, du wehender Wind, wohin?
„Weit, weit hinein ins Land;
Will ruhen, weil ich müde bin,
An einer Felsenwand.“

Wohin, du ziehende Wolke, wohin?
„Ich weiss ein dürres Feld;
Dort ward mir, weil ich müde bin,
Ein Ruheplatz bestellt.“

Wohin, du fliehender Vogel, wohin?
„Tief in des Waldes Reich;
Will suchen mir, weil ich müde bin,
Zur Rast einen sicheren Zweig.“

Und du, meine Seele, wohin, wohin?
„Hoch über die Wolken hinauf;
Dort nimmt mich, weil ich müde bin,
Die ewige Liebe auf.“

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 4

Liesbeths erster Bauernfrühling war von recht launiger Art. Erst setzte er so vielverheißend ein, als wolle er die Welt übereins aus allen Fugen heben. Schon Mitte März gingen die Pflüge, wurden die ersten Haberäcker bestellt. Aber dann kam der Winter noch einmal zurück mit seinem ganzen Troß. Er richtete sich ein zu Berg und Tal, breit und herrenmäßig. Kein Weichen oder Wanken, er war da und blieb und blieb. Es half nichts, daß die Bauern von Wiesbrunn sich vor den Scheunentörchen zusammentaten und weidlich über alles herzogen, was zum Schimpfen Anlaß bot; über den durch alle Ritzen auf Estrich und Fruchtboden hereingewehten Flugschnee, über die bis ins Unerschwingliche steigenden Heupreise, auf die verrücktgewordene Weltordnung überhaupt. Nachdem dann ein gewalttätiger Föhnsturm die schwere Winterdecke fast über Nacht zerschlissen und weggefegt hatte, war die Ackerkrume bis unter Pflugtiefe verwässert und durchweicht. Dazu kam, daß der ausgehende April sich nicht genug tun konnte mit Regenböen und Schloßenhagel. Man mußte den Mai abwarten, der dem Unwesen auch richtig ein schnelles Ende bereitete und die Lenzesfahnen mächtig ob Anger und Felderbreiten wehen ließ. Den Bauern von Wiesbrunn blieb wenig Zeit, um auf das Springen der Knospen acht zu geben, auf die schwellenden Wiesen mit den Millionen gelber Butterblumen darauf. Die angehäufte Acker- und Rebenarbeit mußte in fiebernder Hast, einer für zwei, bewältigt werden; denn das alte Sprichwort behält immer recht: Je toller es der Frühling treibt, um so schneller wird er vom Sommer aufgefressen.

Die junge Magd auf dem Zelghofe hat auch ihr redlich Teil abbekommen. Sie ist in der ersten Zeit nach dem ersehnten Feierabend oft todmüde auf ihr Bett hingefallen, ohne doch den Schlaf gleich finden zu können; denn die einseitige Fabrikarbeit hat dem zähgewachsenen Bauernkind doch ein wenig zuzusetzen vermocht. Der Zelghofer ist zwar kein Hauderer, obschon er durch den frühen Tod seines Vaters jung ans Regiment gelangt ist. Mit gelassener Ueberlegenheit teilt der noch nicht Dreißigjährige die Arbeit für sich und die anderen ein. Es klappt alles, es geht alles seinen schönen geraden Weg. Aber es hat doch oft an Taglöhnern gefehlt; und ein Fünklein Ehrgeiz, auch mit Männerwerk fertig zu werden, liegt jedem rechten Landkind im Blut.

Jetzt geht es schon besser. Sonne und Erdhauch machen stark; ein inneres Frohsein tut auch das seine. Mit was für schweren Gedanken ist sie vom Vaterhaus weggegangen! Nun wird ihr eitel gute Botschaft von daheim. Die Bös sei wie ein umgekehrter Mensch, besonders seitdem das Kind glücklich angekommen. Der Vater hat ihr selber unter Tränen bekannt, er müsse sich nur wundern und wieder wundern; verdient habe er das an seinen Kindern nicht. Und dann bedeutet es für das verschupfte Schulkind von ehemals doch auch eine Art Erfüllung, daß sie jetzt auf dem Neidhof des Dorfes, auf dem sie einst bei Almosenbrot glücklich war, als ernstgenommener Hausgenosse ein- und ausgehen darf.

*

Liesbeth ist an der mäßig steilen Leuenhalde mit Rebenhacken beschäftigt. Ganz allein; die junge Bäuerin hat es

wieder mit der Gliedersucht zu tun, die sie sich schon in der Kinderzeit beim Werken in Taunässe und Regen hat holen müssen, und der Knecht Urech Breiter fährt Kies auf die von der Frühjahrsbestellung verdorbene Güterstraße nach den Langfuri-Aeckern hinaus.

Es ist ihr recht, daß der nicht da ist. Er mault gewöhnlich so viel, besonders wenn sie allein sind. Wie er es gemacht habe und wie er es noch machen werde. Wie er seinem Aeltsten davongelaufen sei. Er sagt nie Vater, er sagt immer der Aeltste. Just in der allerschönsten Zeit habe er den Finkenstrich genommen, wo einem die Arbeit über die Ohren hinaus gewachsen sei. Wenn der Aeltste seinen Grind habe und immer noch bauern wolle wie vor hundert Jahren, so müsse der Gescheitere den Gescheitern spielen. Den wolle er schon dressieren. Anhalten müsse der altmodige Sauernapf an ihm und bitte-bätte machen. Den Gewerb müsse er ihm verschreiben mit Hudel und Geiß, vorher liege ihm nichts an der Heimkehr. Man lebe anderswo auch, nicht bloß in Auengrüt; und schöne Maitli gebe es scheints überall, sogar in dem Heft Wiesbrunn. Diese letztere Tatsache pflegt er mit Vorliebe festzustellen und sie dabei unternehmungslustig anzuzwinkern. Das Zwinkern ist seine Stärke. Er glaubt damit Ungesagtes gesagt zu haben. Jede noch so verbrauchte Anzüglichkeit wird mit einem Zwinkern geheimtuerisch ausgelegt. Mit dem Glauben an seinen Witz kommt er um seine armselige Gewöhnlichkeit mit großer Gebärde herum.

Gut, daß er heute Kies führen muß; es wäre schade um den schönen Tag. Und am Ende wäre er noch einmal auf seinen Antrag zurückgekommen. Urech Breiter hat ihr nämlich vorgestern einen Antrag gemacht. Einen recht trockenen zwar, nur so zwischen Tür und Angel, als er abends die Milch in die Küche brachte. Zuerst hat er vom Wetter angefangen. Daß man nach den Propheten auf einen verregneten Heuet rechnen müsse. Man könne dem Herrn Petrus nicht über den Weg trauen.

Der Mai ein Schäker,
Der Brachmonat ein Lecker.

Und dann kam nach einer Kunstpause das eigentliche Anliegen:

„Ich wäre dann also Abnehmer. Zu deutsch: man kann mich haben. Das Gewerblein bekomme ich, sobald ich will. Es ist eineweg keins von den letzten. Man kann nachfragen." Er behalf sich wie immer mit dem wohlfeilen „man", um an du und Sie vorbeizukommen.

Liesbeth hat nicht einmal lachen können. Ohne von der Arbeit am Spülbrett aufzusehen, hat sie dem Werber knapp abgewunken. Es sei denn also nichts, ein für allemal. Seither hat der Breiter kein Wort mehr über die Angelegenheit verloren. Er ist, wenigstens vorübergehend, ganz klein und schweigsam geworden.

Nein, es ist nicht daran zu denken. Nie. Und doch — wie sonderbar, daß sie die Sache immer wieder aufs neue von sich abschütteln muß. Heute noch. Es ist ihr, als sei sie in den zwei Tagen um ein ganzes Jahr älter geworden; es ist ihr, als hätte der ungeschlachte Mensch mit seinem dreisten Angebot das letzte Fünklein Kindersinn in ihrem Herzen ausgelöscht.

Wenn er nun anders wäre, ganz anders — wie dann? Sie sieht ein Bauernheim in der Maisonne liegen. Irgendwo, irgendwo. Eine junge Frau hängt Wäsche auf im Baumgarten, ein krauskopfiges Kind am Schürzenzipfel.

Wenn er nun anders wäre? O, nicht etwas Besonderes müßte er sein, nur nicht gar so zutäppisch mit seinem häßlichen Zwinkern. Dann würde sie sich vielleicht jetzt im stillen die Frage vorlegen: Hat ihn nicht dein guter Engel hergeschickt? ...

Denn Liesbeth Gander hat heute einmal vor sich selber erschrecken müssen. Das war, als der junge Meister zum Mittagessen in die Stube trat. Niemand hat etwas gemerkt. Gewiß, niemand. Und sie hat nachher alles weit von sich weg getan. Solche Albernheiten — nein! Man lacht sich einfach selber aus. —

Die Arbeit darf nicht zu kurz kommen. Liesbeth nimmt es mit ihr wie mit allem ernst. Sie freut sich ihrer wiedergewonnenen Kraft. Sie freut sich ihres jungen Lebens. Wunderlich zu begreifen: So ein Tag war noch nie! Die treuherzige Rede des Taglöhners Merk geht ihr mehrmals durch den Kopf: „Wer hätte auch geglaubt, daß eine so große, stolze Jungfer aus dir werden könnte!"

In gleichmäßigen Abständen fällt der Karst ein. Scholle um Scholle wird in beharrlichem Werken umgelegt. Man hat schon sorgfältig auf die bolligen Knospen der untern Kappschosse achtzugeben. Wer jetzt nicht hackt, muß die Arbeit nachher mit Schaden tun. In drei vier Tagen können die Reben grün sein. Sie schämen sich, mitten in Blust und Prächten noch ungeschmückt dazustehen.

Kirschenblüte, von einem unwirklich zarten Windlein hergeweht, fällt in den offenen Schlag und wird eingedeckt. Die fleißige Schafferin weiß, daß man von der Leuenhalde aus das ganze mailiche Dorfgefild wie einen Garten überschauen kann; sie sieht sich kaum einmal um. Wie der Vogel, der auf der Randtanne ins Feld hinaus singt und dabei an die Wunder hinter sich denkt: an Nest und Eilein darin, an schützendes Blätterdach, über Nacht gewirkt, zarter als Seide.

Wieder ist ein Rebensteig umgelegt. Während die junge Magd mit dem Karst auf der Schulter auf dem breiten Markweg abwärts schreitet, hört sie, daß unten ein Helfer eingetroffen ist. Vielleicht der Taglöhner Merk, der freilich erst auf morgen zugesagt hat. Nein, es ist der junge Zelghofer selbst.

Wie ein Blitz kommt wieder das wunderliche Erschrecken. Im Augenblick ist es weg und weggeleugnet.

Erhard Fenner ist keine mitteilsame Natur; aber diesmal nimmt er sich doch die Mühe, das Selbstverständliche mit ein paar Worten noch selbstverständlicher zu machen. „So weit haben wir es auf der Zelg bei langem nicht mehr gebracht, daß wir beim Hacken die letzten sind, wo es sowieso jetzt die höchste Zeit ist. Und daß sich ein Maitli seelenallein abplagen muß."

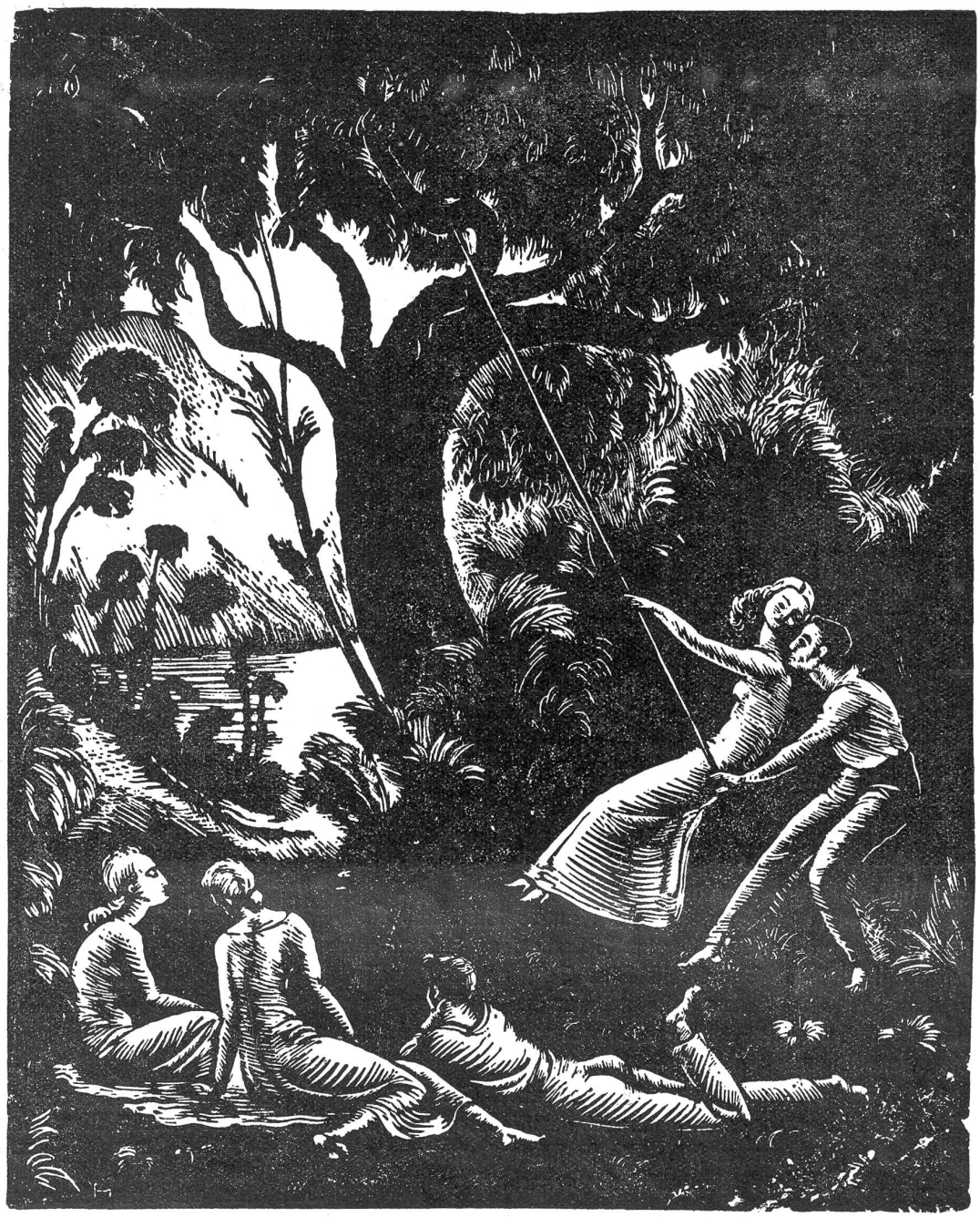
„O, ich mache mir gar nichts daraus", gibt sie zurück, schon ganz heiter und unbefangen. „Man hört die Vögel nur um so besser singen." Damit ist die Unterhaltung einstweilen erschöpft.

Gewiß, das Hacken geht auch zu zweit ganz hübsch. Liesbeth hält tapfer Schritt. Sie merkt wohl, daß der

Fenner etwas an sich hält, um ihr die Arbeit nicht allzu sauer werden zu lassen. Hin und wieder bringt er ein Scherzwort auf. Ob sie es im Akkord habe, oder ob sie meine, er sei zu einem Wetthacken hergekommen?

Liesbeth bleibt schweigend bei der Arbeit. Sie denkt daran, wie ihr Ehrhard Fenner einmal in Kindertagen verstohlen drei Ackersteine ins Aehrensäcklein eingepackt; wie er sie nachher — er war schon ein großer Fant mit Flaum auf den Lippen — vor der Zelghofscheuer durch teilweises Verstopfen der Brunnenröhre boshafterweise über und über mit kaltem Wasser begossen, so daß sie mausnaß heimgehen mußte, dazu mit dem künstlich beschwerten Aehrensack beladen.

Mit derlei Dummheiten gäbe er sich jetzt wohl nicht mehr ab. Er hat auch anderes zu studieren, sind ihm doch bereits Aemter überbunden. Seit ihrem Hiersein hat er sie noch selten auch nur mit einem knappen Wort angeredet. Das geht doch nicht anders, er muß einen Strich machen zwischen sich und das Gesinde, um die Leute im Respekt zu halten. Das bringt er auch fertig; hat nicht der Knecht Breiter, dem sonst das Maul von Großtaten überläuft, seinen Stiernacken gleich von Anfang an vor ihm geduckt?

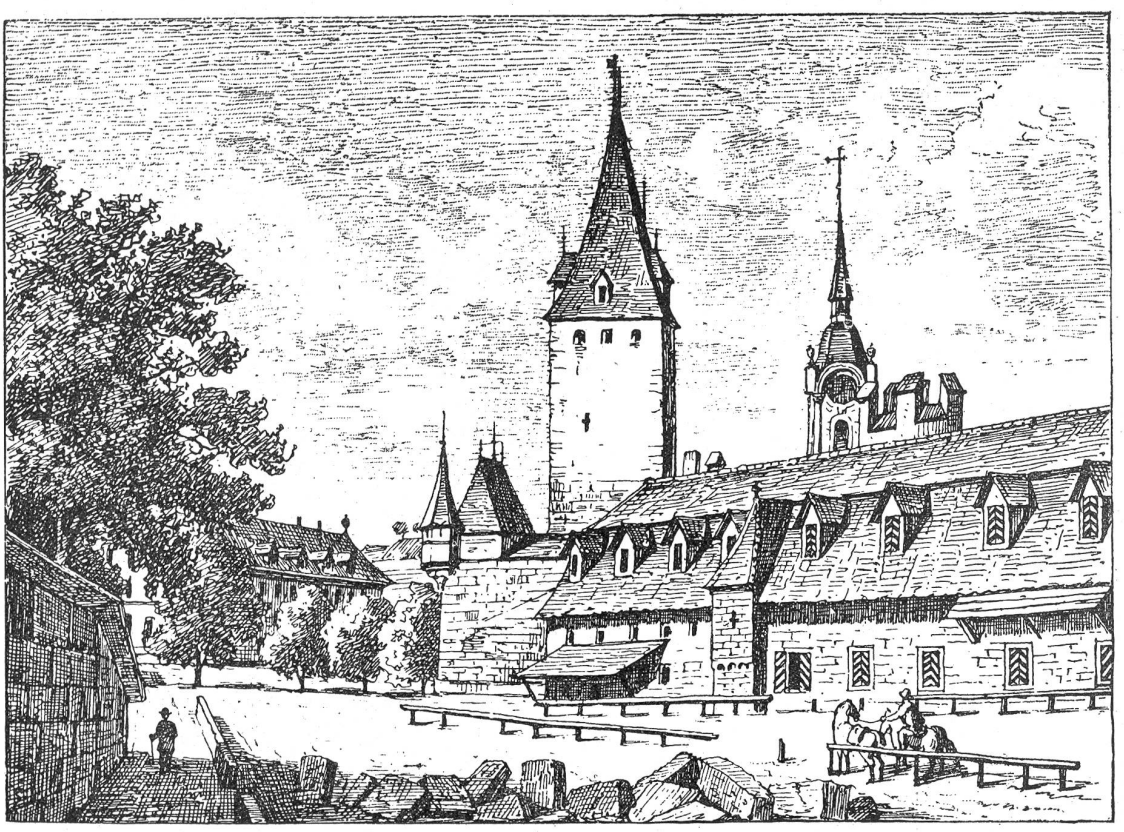


Th. Glinz. Die Schaukel.

Das dünne Gebimmel der Vesperglocke schwebt über dem Dorfbann. Bauer und Magd sitzen beim Vieruhrbrot auf der Steinbank unterm Rebenbord, die der alte Goldapfelbaum im Sommer überschattet, soweit er das mit seinem dürftigen Geäst fertigbringt. Heute ist er noch mit Blühen beschäftigt; mit dem Entfalten des wolligen Blattschmuckes nimmt sich der Baum gemächlich Zeit. Die Sonne wird den Bauersleuten da auf der Bank wohl kein Loch in den Kopf brennen, denkt er.

Vom Herrengrund herauf, wo die Obstbäume waldbicht stehen, kommt herber Birnblütenduft in Wellen hergeschwommen. Das Dorf liegt fast ganz in Blust und Wonnen versteckt. Der dicke Kirchturm muß sich recken, um etwas mehr zu sein, als die kurzweilig durcheinander gewürfelten Bauernhäuser. Aus der Weite sehen die wie Küchlein aus, von der Gluckhenne bewacht. Nur der Zelghof, weit im Vordergrund stehend, feiert den Maiabend inmitten seiner Baumwiesen und wohlbestellten Ackerbreiten eigensinnig allein. Sein Wahrzeichen, die mächtige Silberpappel, ragt schweigsam und stolz hinterm langen First empor.

Wie oft hat Liesbeth als Kind auf diesem Bänklein unterm Goldapfelbaum gesessen! Auch später noch, während ihrer Fabrikzeit, ist sie manchmal auf kleinen Umwegen dahinauf gegangen, um sich von dem Rastsitz aus alles wieder einmal anzusehen: ihre ganze kleine Welt im Blätterrahmen eines Apfelbaumes. Mit geschlossenen Augen gar hat sie das Bild in sich aufnehmen können. Jetzt ist sie auf



Ehemaliges Salzmagazin in Bern südlich des Christoffelturms, erbaut 1739, abgebrochen 1860.

einmal sehend blind. Fast von einer Minute auf die andere scheint ihr alles fremd und anders geworden zu sein, sie kann sich nicht mehr recht auskennen.

Denn es ist geschehen, daß des Fenners Blicke und die ihrigen sich begegnet, daß sie eine Sekunde lang ineinander gelegen sind. Eine Sekunde ist keine Zeit; und doch weiß sie, daß jetzt etwas Neues zwischen ihnen ist. Es ist nachher ein Zittern durch sie gegangen, wie wenn ein erster Hauch die offene Blume trifft.

Ob das wohl wieder wegzutun sein wird? Sie weiß es nicht. Ihre Gedanken gehen wunderlich gezackte Wege, Wege, die sie noch nie gegangen sind. Bis sie sich wiederum unversehens um ein kleines Kindererlebnis sammeln können.

(Fortsetzung folgt.)

Der bernische Salzhandel.*)

Das Salz als Bestandteil unseres „täglichen Brotes" spielt in unserer Lebenssicherung eine wichtige Rolle. Aber eine lautlose sozusagen. Denn die beste, die einzig mögliche Form der Volksversorgung mit Salz ist seit Jahrhunderten gefunden. Man diskutiert heute die Nützlichkeit und Notwendigkeit des staatlichen Salzmonopols nicht mehr, so wenig man die Zweckmäßigkeit und Wünschbarkeit einer gemeinsamen Wasserversorgung in Frage stellt. Gutes und billiges Salz ist im Schweizerland eine Selbstverständlichkeit geworden wie gutes und reichliches Wasser in jedem Haushalt; eine Selbstverständlichkeit, die uns höchstens alle 10—20 Jahre einmal ins Bewußtsein gerufen wird bei Aenderung des Kilopreises, hervorgerufen etwa durch fiskalpolitische Bedürfnisse und Initiative.

Aber es ist mit unserer Salzversorgung wie mit allen guten und nützlichen Einrichtungen, die uns zur Selbstverständlichkeit geworden sind: es steckt dahinter eine lange Entwicklung mit Kämpfen und Nöten. Es ist Dankespflicht von uns Gegenwärtigen, die von den Vorfahren geleistete Denk- und Willensarbeit zu erkennen und anzuerkennen, die uns in den unbestrittenen Genuß einer Kultureinrichtung gesetzt hat.

Unser kantonaler Finanzdirektor, Herr Dr. P. Guggisberg, hat in diesem Sinne eine verdienstvolle Arbeit geleistet, wenn er die Dokumente, die fleißige Archivarhände hervorgesucht haben, zusammenstellte und kommentierte in einer Geschichte des bernischen Salzhandels. Er hat mit seinem Buch gleichzeitig den bernischen Beitrag geleistet an eine „Geschichte des eidgenössischen Salzes", die vom Verwaltungsrat der Schweizerischen Rheinsalinen herausgegeben wird. Bald werden hundert Jahre verflossen sein seit der Entdeckung der schweizerischen Salzvorkommnisse am Rhein. Dieses Faktum allein schon rechtfertigt einen Rückblick auf den Werdegang der schweizerischen Salzversorgung.

*

Was den bernischen Salzhandel betrifft, so reichen die ersten Spuren behördlicher Sorgen um eine „Ordnung umb das Salz" ins Jahr 1437 zurück. Der Salzhandel war damals schon in der Weise geordnet, daß einigen größeren Ortschaften wie Bern, Burgdorf, Laupen, Thun, Wangen u. allein das Recht des Salzhandels zukam. Einer Urkunde zufolge schloß die Stadt Bern im Jahre 1448 mit der Saline Salins in der Franche-Comté einen Lieferungsvertrag ab, der der Stadt für die Vertragsdauer von fünf Jahren eine genügende Menge Salz sicherte. Und zwar verpflichtete sich die Salineverwaltung, nur der bernischen Obrigkeit, nicht aber deren Untertanen privat Salz zu liefern. Wir haben hier den ersten Ansatz zum Staatsmonopol. Seit diesem Datum verzeichnen die Stadtrechnungen die Namen der „Salzmeister", d. h. Betreuer amtlicher Salzverkaufsstellen, und die Summen ihrer geldlichen Verpflichtungen der Stadt gegenüber. Aber der erste Versuch einer Verstaatlichung des gesamten Salzhandels auf bernischem Gebiete datiert aus dem Jahre 1486. Der Versuch gelang nicht; schon zwei Jahre später wurde der Salzhandel wieder zwei Privaten gegen eine Konzessionsgebühr abgetreten.

Die Berner strebten damals nach dem Besitze eigener Salzbergwerke. Nach den Burgunderkriegen traten sie aus diesem Grunde energisch für die Annexion der burgundischen Freigrafschaft ein. Aber der freundeidgenössische

*) Der bernische Salzhandel. Von Dr. Paul Guggisberg, Regierungsrat. Separatdruck aus dem „Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern", Bd. XXXII., 1. Heft, 1933. — Mit Illustrationen, von denen wir einige in unserem Aufsatze wiedergeben durften.